



Leseprobe

Die Nieder-Ramstädter Heime nach 1945

AUSSORTIERT

LEBEN AUSSERHALB DER GESELLSCHAFT

Kathrin Benz – Annemarie Bolender – Marlene Broeckers – Dirk Tritschak
Bewohnerinnen und Bewohner – Mitarbeitende

Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie





Nachteingang an
der Stiftstraße 2

„Ohne Schein kommst du hier nicht raus.“

Leben hinter Mauern

Bis in die 1970er-Jahre waren die Nieder-Ramstädter Heime umgeben von Mauern und Zäunen. Wenn man das Gelände verlassen wollte, musste man sich abmelden. Der Pförtner hielt Name und Uhrzeit fest. Die meisten Mitarbeiter hatten einen Schlüssel und konnten die Einrichtung durch verschiedene Tore verlassen. Für die Pfleger war der Ausgang ein besonderes Privileg, das nur wenigen vorbehalten war. Um die Pforte passieren zu können, mussten sie einen von Mitarbeitern unterschriebenen „Schein“ vorlegen.

Für die meisten Bewohner jedoch war – je nachdem was man ihnen zutraute – an der Stationstür, an der Haustür oder spätestens am Zaun um die Einrichtung kein Weiterkommen mehr. Dies bedeutete für viele sicherlich einen Schutzraum, für andere aber eine schmerzhaft eingeschränkte Freiheit: Der Zaun wurde als soziale Kontrolle und Freiheitsentzug erlebt.

Obwohl die Mitarbeiter oft einen eigenen Schlüssel hatten, kam es, wie ein Diakon berichtet, nicht selten vor, dass der Hausvater am nächsten Tag nachfragte, warum man so spät nach Hause gekommen sei. Ein ehemaliger Bewohner erzählt, dass er mehrfach Diakonenschüler dabei beobachtete, wie sie morgens über den Zaun kletterten. Wer dabei erwischt wurde, musste sich bei der Einrichtungsleitung melden. Familien innerhalb der Anstaltsmauern mussten damit leben, dass sie abends fast nie Besuch bekamen. Eine Türklingel zur eigenen Wohnung an den Häusern gab es nicht. Der Weg für Besucher von außen war einfach zu hindernisreich.

Auch tagsüber hatten Besucher sich anzumelden. Pfleglinge durften in der Regel nur an Wochenenden besucht werden. Zeitweise war diese Möglichkeit sogar auf einen einzigen Besuchstag, den letzten Sonntag des Monats, beschränkt. Meistens meldeten sich Besucher, die ihre Angehörigen sehen wollten, vorher schriftlich an. Es kam vor, dass die Einrichtungsleitung einen Besuch ablehnte, beispielsweise, weil der Pflegling erkrankt war.

In einigen Häusern gab es für den Besuch spezielle Zimmer, sodass viele Besucher nie oder nur selten die Station oder das Zimmer ihres Angehörigen in Augenschein nehmen konnten. Insbesondere im Männerhaus sollte verhindert werden, dass Besucher Stationen wie den „Sockel“ zu Gesicht bekamen. Manchmal wurde auch der Kontakt zwischen Angehörigen und Mitarbeitern unterbunden, indem sich ein Arzt um die Besucher kümmerte.

Die Heime waren also eine in sich geschlossene Gesellschaft und in mehreren Stufen von der Außenwelt abgeschlossen. Auch ihr wurde nur kontrolliert Einlass gewährt.

**1936**

Geboren in Pfungstadt;
lebte bei ihrer Familie

1964

Aufnahme in das
Philipphospital Goddelau

1965

Aufnahme in das Fliedner-Haus

1974–1985

Mitarbeit in der Arbeitstherapie

Ab 1985

Arbeit in der Werkstatt, Bereich
Montage und Verpackung

Seit 2002

Im Ruhestand

2008

Umzug in das Haus Arche

2013

Umzug nach Pfungstadt

„Ich wurde zurückgedrückt.“

Brigitte Frieda Vollkommer

Als Brigitte Vollkommers Mutter 1964 ins Krankenhaus musste und ihr Vater sie in Pfungstadt nicht alleine versorgen konnte, wurde sie in das Philipphospital in Goddelau aufgenommen. Die 1936 in Pfungstadt geborene Frau, die aufgrund einer zerebralen Kinderlähmung nicht laufen konnte, erlebte dieses halbe Jahr als eine schlimme Zeit: *„Ich habe mich dort nicht wohl gefühlt. Ich lag den ganzen Tag im Bett, auch gegessen wurde im Bett, und das Zimmer war immer geschlossen. Nachts hatte ich Angst.“*¹⁵

Mit dem Tod der Mutter 1965 war die Entscheidung gefallen, dass Brigitte Vollkommer nicht mehr nach Pfungstadt zurückkehren konnte. Sie wurde deshalb noch im selben Jahr in die Nieder-Ramstädter Heime verlegt. Bis zu seinem Tod 1973 sahen sich Vater und Tochter regelmäßig: Jeden Sonntag besuchte er sie im Fliedner-Haus, und zu Weihnachten und an ihrem Geburtstag holte er sie für eine Nacht nach Hause.

Bei der Eingangsuntersuchung beschrieb der Arzt ihren Teint als *„zarte Zimmerfarbe“* und notierte, dass sich die 29-Jährige über das schöne Bett freue, denn im Vergleich zu vorher sei es viel besser. Aufgrund der Lähmung an den Beinen hatte Brigitte Vollkommer nie die Schule besuchen können und war auch nicht konfirmiert worden. Dem Arzt erzählte sie, dass sie sieben Mal wegen Sehnenverlängerung operiert worden sei. Vor Operationen hatte sie deshalb große Angst.

Acht Monate nach Brigitte Vollkommers Einzug beantragte der Arzt einen *„Krankenfahrstuhl mit Greifreifen“*¹⁶ – ihr erster Rollstuhl. Damit war es ihr zum ersten Mal möglich, sich selbstständig von einem Raum in den nächsten zu bewegen. Bis dahin hatte Brigitte den ganzen Tag über in einem Sessel gegessen. Das Haus zu verlassen, war jedoch ausgeschlossen: Die Pflegerinnen hätten sie tragen müssen. *„Ich konnte nicht laufen, und die anderen konnten laufen. Das war nichts für mich, absolut nicht. Jetzt habe ich mich daran gewöhnt.“*¹⁷

Brigitte Vollkommer fühlte sich benachteiligt. Die Mitarbeiterinnen verurteilten ihre Traurigkeit als „starke Trotzhaltung“¹⁸ mit einem „großen Geltungsbedürfnis“¹⁹. So kam es immer wieder zu Zurückweisungen, die bis heute schmerzen: „Wenn ich zickig war, haben sie mich ins Zimmer geschoben für circa eine halbe Stunde. Wenn die anderen einen Ausflug gemacht haben, wurde ich nicht mitgenommen. Ich wurde zurückgedrückt, weil ich im Rollstuhl saß. Es ist klar, sie haben mir wehgetan, und das tut mir heute noch weh.“²⁰ Brigitte Vollkommer lebte im Fliedner-Haus mit 30 Frauen auf einer Station. Mit zwei anderen Frauen teilte sie sich einen Schlafräum. „Ich hatte einen Schrank, einen Nachtschrank und einen kleinen Hocker am Bett, wo die Sachen draufgelegt wurden. Das Essen hat nicht geschmeckt. Es gab Kartoffeln, die wie Brei waren. Das habe ich oft stehen lassen.“²¹

Ihr Leben im Fliedner-Haus war fast zehn Jahre geprägt von Warten. „Ich wurde angezogen, saß im Rollstuhl und stand im Tagesraum. Durch das Fenster konnte ich auf das Gelände schauen.“²² Selten oder nie sah Brigitte Vollkommer die anderen Häuser von innen. Soziale Kontakte über ihre eigene Station hinaus konnte sie kaum aufbauen. „Wir waren nur Frauen. Ich hätte gerne auch mal einen Mann gesehen, aber es gab nie die Gelegenheit.“²³ Brigitte Vollkommer verbrachte die Zeit mit Gemüseputzen und Stricken. „Das waren schwierige Zeiten, ohne zu arbeiten.“²⁴ Zur sogenannten Arbeitstherapie ging sie erst 1974. Stolz war sie, als sie erstmals ihr eigenes Geld verdienen konnte „Dann hatte ich immer etwas zu tun, z. B. Kaffee und Zucker verpacken für die Flugzeuge.“²⁵

1977 zog Brigitte Vollkommer innerhalb des Hauses auf eine andere Station. Diesen Wechsel verbindet sie mit positiven Erinnerungen. „Es war dort schöner und gemütlicher. Schwester K. hatte mehr Zeit für uns. Es war immer schön, wenn wir zusammengesessen haben. Die Mitarbeiterinnen waren alle nett.“²⁶ Ihre späte Konfirmation 1975 bei Pfarrer Liebermann ist Brigitte Vollkommer sehr wichtig, kam sie doch ohne die evangelische Segnung in die Heime. Einige Jahre später besuchte sie verschiedene Kurse in der Volkshochschule, um auch etwas Schulbildung nachzuholen. Dass sie während bzw. nach dem Krieg keine Schule hatte besuchen können, schmerzte sie sehr.

1994 trat Brigitte Vollkommer der „Interessenvertretung Wohnen“ bei. Es war ihr Wunsch, sich für die Belange der Frauen und Männer im Fliedner-Haus einzusetzen. „Ich wollte so vieles machen, aber da hatten die Mitarbeiter keine Zeit, und dann habe ich zu mir gesagt: Lass es.“²⁷ So etwas, sagt Brigitte Vollkommer, dürfe heute keinem widerfahren. Ihre eigenen Anliegen und Vorstellungen für die Zukunft kann sie immer besser äußern. Nach Pfungstadt zurückzuziehen, war ein großer Herzenswunsch, für dessen Realisierung sie gekämpft hat. Nun lebt sie mit sieben weiteren Frauen und Männern in einem kleinen Wohnhaus nahe dem Ortskern und ist überzeugt: „Hier bin ich zu Hause – ich will nicht mehr fort!“²⁸

„KOMM MAL HIERHER, ICH SCHLAGE DICH AUCH NICHT.“³⁶

Zitierter Wortlaut einer Mitarbeiterin im Kinderhaus, Protokoll der Leitungskonferenz 1971

„Wir wurden nachts im Keller eingesperrt.“ Erinnerungen an das Kinderhaus

„Ich kam in den 60er-Jahren ins Haus Eben-Ezer“, berichtet eine frühere Bewohnerin. „Ich kam auf die Station 1. Da waren 30 Kinder, alle zusammen in einem Schlafsaal. 1975, nach dem Umbau des Hauses, bin ich auf die Station 5 umgezogen. Die Gruppen wurden damals halbiert. Es waren nur noch 15 Kinder und Jugendliche auf einer Station zusammen und höchstens vier in einem Zimmer.“³³

Bis heute leidet die Frau unter Ängsten, die sie mit ihren Erlebnissen im Kinderhaus in Verbindung bringt: *„Wir wurden oft geschlagen, nicht alle Kinder, aber ich und auch die B. auf jeden Fall. Wir bekamen Schläge mit dem Kleiderbügel oder mit einem Gürtel auf den nackten Rücken. Wir mussten uns auf eine Pritsche oder auf den Boden legen, und dann gab es Schläge, 15 oder 30, je nachdem, was man gemacht hatte. Zum Beispiel wenn ich nicht schnell genug aufgestanden bin, um ein anderes Mädchen, das im Rollstuhl saß, in die Kirche zu fahren. Oder wenn ich etwas nicht essen konnte. Da wurde ich auch manchmal unter die kalte Dusche gestellt. Und wir wurden nachts zur Strafe allein im Keller eingesperrt. Da gab es nur eine Matratze aus Schaumstoff, ohne Kissen und ohne Decke, es war ganz dunkel, und die Tür wurde abgeschlossen. Da musste ich dann die ganze Nacht allein drinbleiben. Bis heute habe ich Angst, wenn ich daran denke.“*

Im Herbst 2010 musste ich zu einer Operation ins Krankenhaus, da wurde ich zur OP in den Keller gefahren. Ich wurde blass, und mir brach der Schweiß aus. Die Pfleger und die Ärztin fragten mich, was denn los ist. Ich habe ihnen erzählt, dass ich nicht in den Keller will, weil ich so schlimme Erinnerungen habe. Sie waren sehr nett und haben mich verstanden, es ist dann auch gut gegangen.“³⁴

Eine ehemalige Mitbewohnerin und Freundin dieser Zeitzeugin, geboren 1965 und seit 1968 in den Heimen, hat ähnliche Erinnerungen: *„Als ich auf der Eben-Ezer 5 und 6 gewohnt habe, wurden wir geschlagen, mit Kleider-*



Schlafsaal kurz
nach der Eröffnung
des Kinderhauses

bügeln oder mit Holzlatschen. Ich bin öfter nachts im Keller eingesperrt worden. Warum? Weil ich abends oft nicht im Bett geblieben, sondern immer wieder aufgestanden bin, wenn ich nicht schlafen konnte. Im Keller war nur die Matratze, keine Toilette, kein Licht. Man musste drinbleiben, bis wieder aufgeschlossen wurde, man wusste nicht, wie lange. Die ganze Nacht. Ich kann bis heute die Türen in meiner Wohnung nicht zumachen, alle Türen müssen immer offen stehen. Ich bin heute Mitarbeiterin im Reinigungsservice der NRD, und ich putze im Haus Eben-Ezer. Auch im Keller putze ich, da, wo ich früher eingesperrt war. Das ist kein gutes Gefühl.⁴³⁵



1940

Geboren

1957–1959

Ausbildung zum Industriekaufmann

1961

Diakonisches Jahr in Bethel

1962–1967

Ausbildung zum Diakon

1967–1976

Mitarbeit im Haus Bodelschwingh

1976–2003

Leitung des Fliedner-Hauses

Seit 2003

Im Ruhestand

„Man war immer präsent – Tag und Nacht.“ Wulf-Dieter Gammert

Mit 20 entschloss ich mich, ein diakonisches Jahr in Bethel zu machen. Danach begann ich mit meiner fünfjährigen Ausbildung zum Diakon in der Bruderschaft Nazareth in Bethel. Sie umfasste theologische Fächer und das Erlernen der großen Krankenpflege. Nach dem Abschluss wurde ich nach Nieder-Ramstadt entsandt. Ich habe meine Sachen gepackt und bin hierhergekommen.

Meine Arbeit begann ich am 1. April 1967 im Bodelschwingh-Haus auf der Bubenstation 3b mit 23 Jungs im Alter von 7 bis 12 Jahren. Ich war vor allem zuständig für acht schwerst- und mehrfach behinderte Jungen. Die Kinder hielten sich tagsüber entweder im Tagesraum oder im Flur auf, alles war sehr beengt. Es gab einen kleinen eingezäunten Innenhof, Bubenhof genannt. Nur drei bis vier der Buben besuchten die Schule.

Unruhige Kinder wurden fixiert, einige trugen zeitweise Handschuhe aus Leder, zum Beispiel dann, wenn sie ihre Kleidung zerrissen. Der Geräuschpegel war hoch. Möglichst oft hielten wir uns mit den Kindern im Freien auf oder gingen mit ihnen in den Wald. Da konnten sie sich bewegen und austoben. Wir sammelten manchmal Obst, um das Essen ein wenig abwechslungsreicher zu gestalten. Im Sommer stellten wir ein Planschbecken im Garten auf, was die Kinder sehr genossen. Ich arbeitete sechs Tage am Stück, hatte einen halben Tag frei und erst das darauffolgende Wochenende ganz für mich zur Verfügung. Das war auch in Bethel so. Große Ansprüche hatte man nicht.

Mein Tag begann um 6.45 Uhr mit einer Andacht im Brüderzimmer. Ab 7 Uhr badete ich meine acht Buben und kleidete sie an. Danach reichte ich ihnen das Frühstück. Um die anderen 15 Jungs kümmerten sich zwei Diakone, sie wurden unterstützt von zwei mithelfenden Pfleglingen. Morgens wurde die Station sauber gemacht, die Stoffwindeln ausgewaschen und Oberbekleidung ausgebürstet. Es war wenig Zeit, um mit den Kindern zu spielen. Nach dem Mittagessen konnte ich für zwei Stunden in die Pause gehen. Danach arbeitete ich weiter bis zur Ablösung durch die Nachtwache um 19 Uhr.

Kooperationen zwischen den Stationen gab es nicht. Man hat sich untereinander ausgeholfen, aber im Grunde genommen war jeder für sich. Gewohnt habe ich im zweiten Obergeschoss. Hier befanden sich die Hauselternwohnung und Personalzimmer. Dazwischen lag eine Station für ältere Männer. Ich fand es angenehm, mit den anderen Kollegen abends zusammen zu sein und manches gemeinsam zu unternehmen. Wir waren eine Lebens- und Dienstgemeinschaft.

Als ich jung verheiratet war, bot man mir als stellvertretendem Hausvater die Hauselternwohnung an, denn der damalige Hausleiter wohnte außerhalb. Man war immer präsent – Tag und Nacht. Es kam vor, dass ein Bewohner klingelte, um die Post von zu Hause zu zeigen.

Im Rahmen des diakonischen Auftrags sprach man damals von „unseren Kranken“. Man glaubte zu wissen, was für die Menschen gut ist. Es gab ein System von Lieblingen und weniger Geliebten innerhalb der Stationen.

Schwierig wurde es, als 1971 zwölf Diakone die Einrichtung verließen. Die Lücken wurden mit unqualifizierten Kräften besetzt, und es dauerte lange, bis diese Leute nicht mehr da waren.

1976 wurde mir die Leitung des Hauses Fliedner übertragen. Dort lebten nach einer grundlegenden Sanierung damals 122 Frauen in sechs Wohngruppen. Außerdem war im Keller des Hauses der Hauptteil der Werkstatt untergebracht, im Erdgeschoss arbeitete die Verwaltung und ein Teil des Arztbereiches. Im Saal und in den angrenzenden Räumen war die Cafeteria. Eine Etage höher befanden sich das Sitzungszimmer für die Leitungsgremien und weitere Teile des Arztbereiches. Das Haus platzte buchstäblich aus den Nähten.

Den Amtswechsel des leitenden Pfarrers 1981 erlebte ich als Aufbruch. Es begann ein partnerschaftliches Denken. Wir nahmen dankbar Impulse von außen auf, etwa von Fortbildungen der Lebenshilfe. Die eigentliche pädagogische Arbeit fand im Kinder- und Jugendbereich statt. Da waren fachlich qualifizierte Leute. Erst Ende der 80er-Jahre suchten immer mehr Pädagogen eine Tätigkeit im Erwachsenenbereich. Zug um Zug bekamen die Menschen mit Behinderung eine kontinuierlichere Betreuung und Förderung und konnten breit gefächerte Angebote wahrnehmen. Ich staune, was aus vielen geworden ist, die früher verwahrt wurden und heute sehr differenziert ihr eigenes Leben führen. Mit Eröffnung des Hauses Arche und dem Auszug der Verwaltung gab es Anfang der 80er-Jahre im Fliedner-Haus in mancher Beziehung Luft. Die zunehmend freien Räumlichkeiten gaben auch gestalterische Freiräume. Ich bin heute dankbar, dass diese Freiräume von vielen Mitarbeitern in großer Vielfalt genutzt wurden.

Man mag aus heutiger Sicht vieles kritisieren, wie Menschen mit Behinderung damals lebten und versorgt wurden. Dabei sollte das hohe Engagement vieler Mitarbeiter nicht übersehen werden. Auf christlichen Glauben wurde viel Wert gelegt. Er wurde nach heutigen Gesichtspunkten jedoch oft anders interpretiert.¹⁴

„Wer nicht pariert, kommt in den Sockel.“

Die Strafstation des Männerhauses

Der Begriff „Sockel“ hat für die älteren Bewohner der Nieder-Ramstädter Diakonie bis heute einen bedrohlichen Klang. Die so bezeichnete Station war im kellerartigen Untergeschoss des Männerhauses untergebracht. Sie stellte jedoch nicht nur räumlich die unterste Ebene des Männerhauses dar, sondern auch im Gefüge der Männerstationen. „Wenn du nicht parierst, kommst du in den Sockel!“ Diese Drohung hörten die Männer immer wieder, und sie wurde als Strafmaßnahme auch umgesetzt.

Im Sockel lebten bis Anfang der 1980er-Jahre an die 40 Männer auf engstem Raum. In den Zimmern standen bis zu sechs Betten; da blieb nicht viel Platz für weitere Möbel oder gar persönliche Habseligkeiten. Die Fenster bestanden aus eisenverstärkten Holzrahmen mit Scheiben aus Panzerglas. Davor waren senkrecht verlaufende Gitterstäbe angebracht, die an ein Gefängnis erinnerten. Es gab auf dieser Station keine Vorhänge oder Pflanzen, und an der Decke und den Wänden verliefen unverkleidete Heizungsrohre, an denen man sich verbrennen konnte. Alles war kahl. Den Männern blieb nicht viel mehr als sie selbst. Was nicht fest genug angebracht war, wurde abgerissen.

„Im Sockel vegetierten die Männer dahin“, berichtet ein ehemaliger Mitarbeiter. „Ich erinnere mich an einen Mann, der jeden Morgen kotverschmiert in seinem Bett lag und der tagsüber oft Kot aus seiner Hose holte, um ihn in den Mund zu stecken. Zuerst dachte ich, das ist halt so. Aber eines Tages in der Weihnachtszeit fiel mir auf, dass der Mann sang und viele Strophen auswendig konnte.“¹⁶

Die meiste Zeit des Tages verbrachten die Männer in einem Raum, an dessen Wänden ringsherum Bänke festgeschraubt waren. Die Tür war verschlossen. Sie hatte ein kleines Fenster, durch das man im Vorbeigehen nach dem Rechten sehen konnte. Häufig war nur ein Mitarbeiter im Dienst, der damit beschäftigt war, das Essen zu verteilen und die Fäkalien der Männer aus Stoffwindeln und Toilettenstühlen zu holen. Andere Männer lagen den ganzen Tag in Torfbetten oder wurden stundenlang auf Toilettenstühlen abgesetzt. Auf der Station befand sich ein weiterer Raum, der von oben bis unten gekachelte war. Darin wurden Männer, die „nicht mehr kontrollierbar“ waren, zur Beruhigung eingeschlossen. Der Raum wurde auch von einer benachbarten Einrichtung für Alkoholranke (Haus Burgwald) zum Entzug genutzt. Das brachte durch das Schreien und Toben der Eingesperrten oft tagelange Unruhe und Sorge für alle anderen mit sich.



Tägliches Reinigen des Sockel-Flurs. Dieser kahle Gang war für viele das Einzige, was sie neben ihrem Zimmer zu sehen bekamen.



Sockel-Bewohner sitzen beim Essen auf dem Toilettenstuhl. Neben ihnen ist ein Gitterbett zu sehen.

Es war kein Zufall, dass in diese dunklen, nach Kot und Urin stinkenden Räume nie Besuchergruppen geführt wurden. Das Leid und Leben der Männer im Sockel entsprach nicht dem Bild, welches man nach außen abgeben wollte. Hinter vergitterten Fenstern, die nur wenig Licht und frische Luft in die Räume ließen, lebten diejenigen, die aufgrund ihres Verhaltens aus anderen Stationen „aussortiert“ worden waren. So konnte die Einrichtung in anderen Bereichen für mehr Ruhe sorgen.

Ab Mitte der 1990er-Jahre ging es nach Berichten eines Mitarbeiters stetig aufwärts, auch weil die Anzahl der Bewohner im Sockel reduziert wurde. Man schaffte Möbel und Pflanzen an, um die Räume wohnlicher zu gestalten. Der mittlerweile nicht mehr ummauerte Garten wurde in den Alltag einbezogen und erste Urlaubsreisen angeboten. Das machte die Bewohner ausgeglichener und weniger aggressiv. Im Jahr 2011 wurde der Sockel geschlossen.



Renate H.-K.

1953

Geboren in Gräfenhausen

1963

Aufnahme in das Haus Eben-Ezer

1963–1971

Besuch der Heimschule

1971–1976

Helferin in der Heimschule, Besuch der Heimsonderberufsschule

1973

Umzug in das Fliedner-Haus

1975–2006

Arbeit in der Werkstatt, Industriefertigung

1982

Umzug in das Haus Arche

1986

Umzug in ein kleines Wohnhaus in Nieder-Ramstadt

1994

Umzug in die Pulvermühle

2002

Hochzeit mit Karl-Heinz Köhler; Einzug in ein Apartment

Seit 2006

Arbeit in einer Werkstatt in Mörfelden; Einzug in ein Apartment in Mörfelden

„Dann haben wir zusammen getanzt.“

Renate H.-K. und Karl-Heinz Köhler

„An manche Zeiten erinnern wir uns zurück. Wenn man nicht weg durfte – er zu mir oder ich zu ihm. Das war das Schlimmste. Aber ich bin dann trotzdem zu dir“, erzählt Renate H.-K. und sieht ihren Mann liebevoll an.¹⁴ Über zehn Jahre sind sie schon verheiratet. Damals lebte Renate H.-K. noch im Frauenhaus, während Karl-Heinz Köhler im Männerhaus untergebracht war.

1975, kurz nach Karl-Heinz Köhlers Einzug in die Heime, lernten sich die beiden kennen. Während sie in der Arbeitsbaracke in der sogenannten Industriefertigung Kugelschreiber und Kassetten zusammensetzten, entwickelte sich eine Freundschaft, die von den Mitarbeitern zunächst nicht ernst genommen wurde. Als ihre Gefühle füreinander stärker wurden, versuchte man, die beiden durch ein Ausgehverbot voneinander zu trennen. Eine Liebesbeziehung wurde nicht geduldet. Das Paar traf sich trotzdem – heimlich.

Als zehnjähriges Mädchen war Renate, die 1953 in Gräfenhausen geboren wurde, ins Kinderhaus Eben-Ezer gezogen, da bei ihr eine sogenannte Geisteschwäche diagnostiziert wurde. An diese Zeit erinnert sie sich nur ungerne. „Wir sind immer so viele, und da ist es auch so laut“, berichtete sie einmal ihren besorgten Eltern, die wissen wollten, warum sich ihre Tochter bei Besuchen zu Hause oft zurückzog.¹⁵

Renate besuchte die Heimsonderschule. Sie war eine fleißige und aufmerksame Schülerin. Das Mädchen spielte gerne mit den kleineren Kindern oder half ihnen beim An- und Ausziehen. Diese Einsatzbereitschaft begrüßten die Lehrkräfte, sodass Renate nach der Schulentlassung 1971 die Schulkinder auch weiterhin versorgte und ihnen beim Aufräumen half. Daran erinnert sie sich heute noch gerne zurück. Nachmittags ging die 18-Jährige in die Arbeitsbaracke. Mit 22 Jahren wollte sie in der Bügelstube tätig werden, was jedoch nicht möglich war. So arbeitete sie fortan ganztags in der Arbeitsbaracke, wo sie wenige Jahre später ihren zukünftigen Ehemann kennenlernte.

Karl-Heinz Köhler hatte vor seinem Einzug eine ereignisreiche Zeit erlebt. Durch einen schweren Sturz vom Roller erlitt er im Alter von zwölf Jahren ein Schädelhirntrauma. Als er 31 war, starb seine Mutter. Kurz darauf musste sich sein Vater, der bis dahin als Schiffskoch selten zu Hause gewesen war, wegen Lungentuberkulose in eine Heilstättenbehandlung begeben. Karl-Heinz Köhler, der 1939 geboren worden war, lebte nun alleine im elterlichen Haus und wurde nur sporadisch von seinem in der Nähe lebenden Bruder versorgt. In dieser Zeit bekam Karl-Heinz Köhler häufiger epileptische Anfälle, vermutlich, weil er seine Medikamente unregelmäßig einnahm. Ende 1970 kam er deshalb für drei Monate in eine Klinik. Die Ärzte empfahlen ihm, nach Bethel in ein Heim für epilepsiekrankte Menschen zu gehen. Doch Karl-Heinz Köhler lehnte ab, weil er seinen Arbeitsplatz und seine Selbstständigkeit nicht aufgeben wollte.

Nur ein Jahr später wurde er mit einer schweren Vergiftung eingewiesen. Zeitgleich wurden seine Augenbeschwerden immer stärker – vermutlich waren seine Augen beim Sturz vom Roller in Mitleidenschaft gezogen worden. Die häufigen Anfälle, die Augenschädigung und die andauernden, mit Schwindelgefühlen verbundenen Kopfschmerzen hatten zur Folge, dass Karl-Heinz Köhler nicht mehr arbeiten konnte. Bis zu seinem Einzug in die Nieder-Ramstädter Heime lebte er in verschiedenen Einrichtungen.

Auch wenn Karl-Heinz Köhler diesen beschwerlichen und oft einsamen Weg gehen musste, hat er sich seine Freundlichkeit anderen Menschen gegenüber bewahrt. Im Männerhaus war es für ihn selbstverständlich, anderen zu helfen. *„Waschen oder Zähneputzen, Anziehen, das habe ich gemacht. Die Mitarbeiter hatten oft keine Zeit gehabt. Da hieß es: ‚Mach du das.‘ Viele wollten das nicht. Einmal habe ich gesagt: ‚Ihr sollt euch doch was schämen, das nennt man Bruderhilfe? Wenn euch das mal passiert.‘ Oh, da bin ich aber mal böse geworden.“*¹⁶ Wenn es zu Streitigkeiten unter den sogenannten Pflegelingen kam, konnte Karl-Heinz Köhler oft vermitteln. Selten war er selbst in Konflikte involviert.

Zu Geburtstagen oder anderen Feierlichkeiten wurden im Männer- oder Frauenhaus bisweilen die Tische auf die Seite geräumt, und es wurde für alle Musik gespielt. *„Da waren wir fast zusammen. Dann haben wir zusammen getanzt, ich konnte ja gut tanzen.“* – *„Ja, das habe ich gemerkt“*, erinnert sich seine Frau Renate und nickt.¹⁷

15 Jahre später zog das Paar, das seit 2002 verheiratet ist, erstmals zusammen. Seit 2006 leben die beiden in Mörfelden in einem eigenen Apartment. Stolz blicken sie zurück, denn trotz der vielen Einschränkungen haben sie ihre Liebe erhalten können. *„Wir haben es allen gezeigt, was Verlobung und Hochzeit ist.“*¹⁸ Mit leisem Bedauern ergänzt Renate H.-K.: *„Wir haben lange gebraucht.“*¹⁹

Karl-Heinz Köhler

1939

Geboren in Fritzlar

1946–1956

Besuch der Volksschule

1956–1961

Hilfsarbeiter in einer Tankstelle und in einer Zahnklinik

1961–1973

Lagerarbeiter im Lebensmittelgroßhandel

1975

Aufnahme im Bodelschwingh-Haus

1975–2004

Arbeit in der Werkstatt

1982

Umzug in das Haus Arche

1994

Umzug in die Pulvermühle

2002

Hochzeit mit Renate H.-K.

Seit 2004

Im Ruhestand

2006

Einzug in ein Apartment in Mörfelden

2013

Verstorben



Schwester und Kinder
beim Frühlingsspaziergang

Liebevoll zu den Kleinen

Erinnerungen an das Kinderhaus

„Der Umgang mit den Kindern und Jugendlichen war liebevoll, das kann ich nicht anders sagen“, berichtet eine Mitarbeiterin, die von 1974 bis 1982 im Kinderhaus tätig war. „Geschlagen wurde nicht. Viele bekamen oft Besuch von ihren Eltern, und die Eltern zeigten sich sehr dankbar gegenüber den Mitarbeiterinnen, dass es ihren Kindern so gut ging. Die Kolleginnen waren sehr nett und haben sich viel Mühe gegeben. Ich hatte immer Glück mit den Teams.“

Den Tagesablauf im Kinderhaus schildert die Mitarbeiterin so: „Es begann um sechs Uhr mit dem Wecken, Aufstehen und Anziehen. Es ging wie am Fließband, damit alle fertig wurden. Gefrühstückt wurde so wie heute auch, allerdings holten wir uns selbst die Milch im Haus Bethanien. Um acht Uhr gingen die Jugendlichen dann zur Beschäftigungstherapie. Die Mitarbeiter haben viel hauswirtschaftliche Arbeit gemacht, wir putzten alles selbst. Es gab noch Stoffwindeln, die mussten wir erst mal vom Größten reinigen, dann einweichen. Danach kamen sie in die Wäscherei. Jeden Montag war Visite, immer um die Mittagszeit. Da saßen wir alle zusammen am Tisch, die Ärzte fragten, ob es etwas Besonderes gibt, und wir sagten, was los war. Das war kein Stress, es war ganz normal. Freitags war immer Badetag, das volle Programm mit Haarewaschen, Föhnen, Fingernägel machen.“¹⁷

„Ich bin als Findelkind in die Heime gekommen“, erzählt ein Bewohner, der 1963 mit zwei Jahren aufgenommen wurde. „Ich weiß bis heute nicht, wer meine Eltern sind, ich würde es gern herausfinden.“¹⁸

An seine ersten Jahre in den Heimen hat er gute Erinnerungen. „Ich konnte nicht richtig laufen und sitzen. Der Arzt, der damals für das Kinderhaus zuständig war, war sehr lieb und ein guter Arzt. Er hat mir beigebracht zu laufen und zu sitzen. Die Station wurde von einer Diakonisse geleitet. Sie war wie eine Pflegemutter zu mir und immer für mich da. Es gab noch eine andere Diakonisse, die war wie eine Oma für mich. Sie hat mit mir gelesen und sich viel um mich gekümmert. Ich durfte sie auch besuchen im Haus Abendfrieden, wo sie wohnte. Fast jeden zweiten Sonntag war ich bei ihr zu Besuch.

Auf der Station Eben-Ezer 1 waren Jungen und Mädchen zusammen, wir waren ja noch klein. Da habe ich mich schon mit einigen Mädchen angefreundet, mit denen ich heute noch befreundet bin. Wir haben lustige Sachen gemacht, auch mal Streiche gespielt. Das war eine schöne Zeit. Mit zehn Jahren musste ich dann umziehen, weil in diesem Alter die Jungen von den Mädchen getrennt wurden. Ich kam rüber ins Männerhaus, und da wurde ich die nächsten Jahre mit Schlägen erzogen.“¹⁹



Auf einer Kinderstation

„Aussortiert“ –

unter diesem Titel legt die Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie eine bewegende Dokumentation über das Leben und Arbeiten in einer großen Einrichtung der Behindertenhilfe während der Nachkriegszeit vor.

Die Inhalte dieses Buches sind aus einem „lebendigen Archiv“ geschöpft. Denn Menschen mit Behinderung und Mitarbeitende der damaligen „Nieder-Ramstädter Heime“ bei Darmstadt kommen hier selbst zu Wort und erzählen ihre eigenen Erfahrungen, Erlebnisse und Erinnerungen aus vier Jahrzehnten in der „totalen Institution“. Sie schreiben Geschichte mit ihren Namen und Gesichtern – eine Geschichte, aus der heraus ein Auftrag an die Gegenwart und Zukunft ergeht.

Das Buch stellt „die unausweichliche Frage an uns selbst: Hätten wir anders gehandelt? – Wir wissen es nicht, denn wir stehen heute in einer völlig anderen Situation, in nichts vergleichbar mit den Rahmenbedingungen, unter denen vor Jahrzehnten gelebt und gearbeitet werden musste. Und gewiss wäre es arrogant und unangemessen, würden wir diese Frage selbstgerecht mit Ja beantworten.“

Aus dem Vorwort des NRD-Vorstandes



„Aussortiert“

Mühlthal 2014, 280 Seiten, 24,- EUR, ISBN 978-3-00-044711-2,
Erstauflage April 2014, Versand über die NRD zzgl. 4,10 EUR Porto

Um das Buch zu ordern, senden Sie bitte die beiliegende Bestellkarte an
Stiftung Nieder-Ramstädter Diakonie

Bodelschwingweg 5
64367 Mühlthal

oder senden Sie eine E-Mail an

Geschichte@nrd-online.de

Mitarbeitende der NRD können das Buch portofrei an ihrem Einsatzort kaufen

Sie finden das Buch auch in folgenden Buchhandlungen:

Bücher-Blitz, Hammeggasse 5, 64372 Ober-Ramstadt

Freizeit-Ecke, Dornwegshöhstraße 10, 64367 Mühlthal/Nieder-Ramstadt

Hugendubel, Luisenstraße 12, 64283 Darmstadt

Thalia, Schuchardstraße 8, 64283 Darmstadt

Schlapp, Heidelberger Landstraße 190, 64297 Darmstadt-Eberstadt